

Körperkult und existenzielle Unbehaustheit – Warum wir nicht mehr in unserem Körper wohnen

"Keiner hat je seinen eigenen Leib gehasst, sondern er nährt und pflegt ihn, wie auch Christus die Kirche." Da scheint sich der sonst so kluge und mit allen zunächst antichristlichen, später christlichen Wassern gewaschene Saulus-Paulus in seinem Brief an die Epheser (6,29) aber gründlich getäuscht zu haben. Zum einen historisch, galt doch schon Platon der Körper als Gefängnis der Seele, zum anderen existenziell. Einerseits glauben wir heute: Wahrheit – sofern der Begriff diskursiv überhaupt zugelassen wird – gibt es nur als Wahrheiten im Plural. Wahrheit gilt mithin als wandelbares und vergängliches Oberflächenphänomen. Wahrheit ist folglich die Wahrheit des Phänotyps. Je stärker nun Oberflächenkunst mit Lebenskunst identifiziert wird und je mehr die Oberfläche als einzige Wahrheit gilt, desto ausschließlicher gilt das Augenmerk der "Anti-Aging"-Gesellschaft der Pflege des eigenen Körpers. Andererseits spricht die epidemische Zunahme von Essstörungen und anderen Manifestationen des Selbsthasses dafür, dass die Schönheit der absolut gesetzten Oberfläche nicht mit den gewachsenen Ansprüchen mithalten kann. Als Musterbeispiel einer als konstruiert erkannten, aber als unentrinnbar empfundenen Oberflächenmodellierung mag die Pop-Ikone Robbie Williams dienen: Geprägt von einer schweren Kindheit und einem offenbar auch durch musikalisch-artistischen Erfolg nicht kompensierbaren Selbsthass, inszeniert er sich in seinen Konzerten formvollendet und lässt dabei das Feuilleton rätseln, ob Robbie Williams wirklich Robbie Williams ist oder ob die Verselbstständigung seines musikalischen Erfolgs seine Rache an der qua unerkannter Ironie verlachten, inszenatorisch verführbaren, industrialisierten Popkultur inhaltlich vollendet. Dann würden gerade seine großen Erfolge die Selbsteinschätzung als "Abschaum" in einem seiner Songs gerade bestätigen. Seine zunehmenden Erfolge verhielten sich dann direkt proportional zum Maß seiner Selbstablehnung.

Gerne beklagen wir heute, dass die Entwicklung des Gewissens nicht habe mithalten können mit dem Fortschritt der Technik. Doch fast noch schlimmer: Die unbestreitbaren Fortschritte der Biotechnologie scheinen nicht mit den exponentiellen Vervollkommnungsphantasmagorien einer körperzentrierten Gesellschaft einherzugehen. Gewiss: Ob plastische Chirurgie oder Botox-Spritze – Erstaunliches ist schon heute möglich für die Reichen und Schönen. Und die schöne neue Welt der Biotechnologie verspricht für die Zukunft noch weitere ungeahnte Fortschritte.

Die Ästhetisierung des Lebens allein kann freilich nicht der Beweggrund des wachsenden Oberflächenfetischismus sein. Wenn wir erklären wollen, warum heute Menschen ihren Körper hassen, könnte eine tiefergehende Antwort heißen: Wir fühlen wir uns heute in einem umfassenden Sinn unbehaust – in unseren Städten wie in unseren Körpern. Vielleicht bauen wir deswegen so hässlich-nichtssagende Gebäude, weil wir – allen Verschönerungsmöglichkeiten zum Trotz - nicht mehr an die Schönheit von Körpern glauben können, weil wir uns Schönheit nicht mehr zutrauen, weil die Realität unsere ambitiösen Ideale zu offensichtlich dementiert.

Wenn wir in unseren megalomanen Siedlungsräumen jedoch nicht mehr zu Hause sind, werden wir nurmehr zu Besuchern im Raum unserer Städte. Sie gefallen uns nicht mehr, aber wir können nicht einfach gehen. Wir bleiben, bis wir gehen müssen. Weil wir bleiben müssen, ehe wir gehen dürfen. Denn die Städte verheißen die knapper werdenden Arbeitsplätze und sind zugleich Vergnügungstempel und Schlangengruben des Lifestyle. Aus der monumentalen Hässlichkeit ebenso

gedankenarmer wie lieblos-menschenverachtender Büro- und Hotelgebäude spricht bisweilen gar eine fast masochistische Lust an der Hässlichkeit, die sich im Letzten wiederum nur aus Selbsthass erklären lässt: Schon heute empfinden wir uns als und morgen drohen wir noch hässlicher zu werden. Wenn wir morgen den ästhetischen Tod zu sterben drohen, so wollen wir heute wenigstens noch einen Büroturm pflanzen...

Als Besucher unserer Städte sind wir auch nur Besucher in unserem heutigen Körper. Doch statt uns als Gäste in unserem Körper wohl zu fühlen, ertragen wir es nicht mehr nur auf Zeit Besucher unseres Körpers zu sein. Schon morgen kann er nicht mehr der gleiche sein, obwohl er doch derselbe bleibt. Als Besucher aber sind wir vor allem Bewohner unseres Körpers, Bewohner auf Zeit. Diesen Status ertragen wir nicht. Zu sehr bestimmen der Wunsch nach Besitz und Absicherung des Hier und Jetzt sowie das Verlangen nach ewigem Genuss ohne Reue unser Denken.

So haben wir es gelernt und so leben wir: "Jetzt haben wir die Welt, die wir wollten. Extremen Kapitalismus, extremen Erfolg, extremen Narzissmus. Zugleich fressen wir den Luxus auf, speien ihn aus. Das hat nichts mehr mit Max Weber und dem protestantischen Kapitalismus zu tun, mit einem lebenslangen Wirken auf ein Endziel hin, um Generalabsolution zu bekommen. Heute geht es um die Sofort-Absolution. Viele junge Leute leben schnell, effizient und wollen alles haben." So das Verdikt des anarchistisch-konservativen Regisseurs Frank Castorf.

Alles oder nichts heißt entsprechend die Lebensmaxime. "Aut Caesar aut nihil" hatte einst Cesare Borgias Wahlspruch gelautet. Da wir als Menschen nicht alles bekommen können, bleibt nur noch der Weg ins Nichts.

Diese "Krankheit zum Tode" (Søren Kierkegaard) scheint überraschenderweise gerade diejenigen zu ereilen, deren körperliche Oberfläche noch am ehesten dem Ideal vollendeter Schönheit zu entsprechen scheint: 1988 gewann der Ruderer Bahne Rabe als Schlagmann mit dem Deutschland-Achter die Goldmedaille bei den Olympischen Spielen in Seoul: 2,03 Meter groß, 98 Kilo schwer, austrainiert. Am 5. August 2001 starb Bahne Rabe: 2,03 Meter groß, 60 Kilo leicht, ausgemergelt. Selbst der Erfolg des Olympiasieges konnte wohl seine innere Leere nicht füllen. Er hatte alles erreicht, er war Cäsar geworden, aber die innere Leere war geblieben. Ziele zu erreichen ist bekanntlich das Credo der effizienzorientierten Erfolgsgesellschaft. Auf die innere Leere nach, ja sogar im Moment des Triumphs ist sie nicht vorbereitet.

Ebensowenig übrigens auf die Vergänglichkeit körperlicher Schönheit und des Ruhms. Die Sieger der antiken Spiele fanden in den Olympischen, Pythischen, Nemeischen und Isthmischen Oden des frühgriechischen Lyrikers Pindar ihren Laudator. Ein Teil seiner Epinikien, der "Siegeslieder", ist bis heute erhalten. Die heutigen Sieger werden als medialer Event kurzzeitig hochgejazzt und ebenso schnell wieder vergessen. Legion sind die Fußballer, die nach Ende ihrer Laufbahn Alkoholprobleme bekamen. Der Ruderer Bahne Rabe wurde magersüchtig: "Versunken im Nichts" betitelte die FAZ seinen Nachruf. "Die unerreichbaren Nächsten – Sucht und Angehörige" lautete der Titel einer Sendung des Bayerischen Rundfunks, in der der Politiker Dieter Lattmann Drogenabhängigkeit und Tod seines Sohnes schilderte.

Fremd und unerreichbar scheint uns heute unser Körper zu sein, je mehr wir ihn uns und nach unseren Wünschen anzuverwandeln versuchen. Wohnen wir in unserem Körper, fühlen wir uns in ihm wohl, oder meinen wir unser Körper zu sein? Leider gilt häufig nicht mehr für unser Verhältnis zu unserem Körper, was einst Walther von der Vogelweide über die liebevolle Zweisamkeit sang: "Ich bin din und du bist min, verloren ist das Schlüzzelin." Nur in solch liebevoller Zwiesprache können wir behaute Bewohner unseres Körpers sein, die dennoch wissen, dass sie dort Gäste und doch nur Bewohner auf Zeit sind.

Die Dualität zwischen Gast und Gastgeber bleibt bei aller Harmonie freilich stets erhalten. Eine Verschmelzung zur Einheit findet nicht statt. Viele Menschen dagegen verzichten lieber gänzlich auf einen Gastgeber, weil sie glauben: Für einen Mieter, der über einen juristisch sauberen, mit technischen Details garnierten Mietvertrag verfügt, lebt es sich leichter, wenn er ohne emotionale Bindung an einen Hausherrn bleibt. Noch leichter lebt es sich, wenn wir uns innerlich weder an den Hausherrn noch an die Architektur des Hauses binden. So kommen etwaige sentimentale Gefühlsbindungen erst gar nicht zustande. Der Auszug geht ohne Trennungsschmerz vonstatten.

"Mietwohnungen lösen ein Gefühl der Freiheit aus.", sagt der Schauspieler Jürgen Schornagel, der innerhalb von 16 Jahren neun Mal umzog. "Das ist es doch, das Gefühl haben zu können, hier kann ich wieder raus, ich will jetzt sofort umziehen." In unserer freiheitsfixierten Zeit wächst die Vorliebe für Mietwohnungen. Auch für unseren "Mietkörper" gilt: Wer weiß, dass er nur als Mieter in seinem Körper wohnt, bindet sich nicht zu sehr an diesen. Ebenso wahr aber ist: Wer als Mieter nie richtig einzieht, weil er stets auf dem Sprung zum Auszug ist, wird seine Kartons erst gar nicht auspacken und auch in seinem Körper stets unbehaust bleiben.

Diese Spannung zwischen Oberflächenfixierung bei "Alles oder nichts"-Maximalismus und dem daraus resultierenden Zwang zu permanenten Schönheitsreparaturen sowie der Bindungsunwilligkeit an den Körper aus Freiheits- und Unabhängigkeitsstreben zerreißt den Menschen.

Wenn wir aber nur als Gast und Mieter in unserem Körper wohnen, wer stellt uns als Gastgeber und Vermieter unseren Körper zur Verfügung? Der moderne Mensch wählt in der Regel zwischen zwei Alternativen: Entweder er hält sich hybrid selbst für den Gastgeber, indem er seinen Körper als Verfügungsmasse nach Lust und Laune modelliert, oder aber er leugnet schlichtweg die Existenz eines Gastgebers. Daher zieht er einem Leben mit verpflichtungsintensiver Anbindung an einen fordernden Gastgeber-Vermieter das Leben in einer anonymen Mietskaserne vor, die ihm die absolute autonome Freiheit seiner selbstmächtigen Individualität vorgaukelt.

Tieferes Verständnis für den eigenen Körper oder gar eine symbiotische Beziehung im Sinne Walthers von der Vogelweide kann so nicht wachsen. Bleibt unser Körper Verfügungsmasse für beliebige Eingriffe oder ebenso autonom wie wir selbst, so bleibt unsere Beziehung zu unserem Körper äußerlich und von tiefer Fremdheit geprägt. Lassen wir dagegen einen gütigen, aber auch fordernden Gastgeber wie den persönlichen christlichen Gott zu, wandelt sich gleichzeitig der Körper. Er wird zum Leib, der Antagonismus löst sich auf.

Sicher: Auch Leib und Seele stehen einander gegenüber. Aber sie stehen sich nicht abweisend und fremd oder gar in Feindschaft gegenüber. Sie wollen es sich

miteinander – wenn auch unter gelegentlichen Spannungen – wohnlich machen, sie wollen einander erkennen. Biblisch bedeutet ja, einen Menschen erkennen, nichts anderes als einen Menschen lieben. Erst wenn Leib und Seele im Wissen um den gemeinsamen Gastgeber einander im bisweilen mühsamen, aber auch freudig-harmonischen Miteinander zu erkennen suchen, gewöhnen sie sich aneinander. Leib und Seele wissen genau, dass sie einander Mitbewohner sind, dass nicht einer des anderen Besitzer ist. Sie wissen aber ebenso gut, dass ihnen dadurch nichts verloren geht, dass sie vielmehr gemeinsam "Gäste des Lebens und der Wahrheit" (George Steiner) sind.

Wie krankhaftes Essverhalten entweder Ablehnung von Nahrungsaufnahme oder anfallartiges exzessives Sich-Einverleiben von Nahrung bedeutet, will der moderne Mensch entweder hässlich, weil vermeintlich ungebunden wohnen. Die viel beklagte Seelenlosigkeit der zeitgenössischen Architektur ist dann nichts als das äußere Spiegelbild des Verlusts der Seele, der sich aus der Reduktion des Leibs auf den Körper ergibt. Oder aber der moderne Mensch versucht als Besitzer von "Wohneigentum" in seinem Aneignungswahn Altersvorsorge mittels Besitzanhäufung zu betreiben. Aber: Unser Leib ist uns anvertraut, wir besitzen ihn nicht.

Sucht – so können wir folgern - ist mithin Folge eines verzweiflungsinduzierten abgrundtiefen Zynismus, der sich aus dem Wissen um die eigene Vergänglichkeit infolge unseres Gaststatus speist. Frank Castorf erklärt Religiosität zum Anker, denn: "Allein die Rationalität unserer schnelllebigen Zeit, das geht nicht. Nur mit Zynismus zerbricht alles." Und Dieter Lattmann bilanziert die Mängel einer allein psychologischen Aufarbeitung des Suchtphänomens: "In der Wahrnehmung der Ursachen fehlt in der Gesellschaft, die jeden Gedanken an Umkehr von sich weist, eine ganze Dimension: die Glaubensleere. Auch Analytiker unterschätzen die Sehnsucht des Menschen nach dem Metaphysischen nicht selten. (...) Psychotherapie rührt wie aus einer beruflichen Abwehr nur selten an das Spirituelle."

Leiden an der Fremdheit des eigenen Körpers, potenziertes Leiden angesichts potenziertes ästhetischer Fremd- und Eigenerwartungen an körperliche Idealmaße, Leiden an der Seelenlosigkeit unserer architektonischen Wüsten, all das ist letztlich Leiden an einer existenziellen Unbehautheit. Wer sich nicht mehr von der Transzendenz unendlich bejaht weiß, vermag seine Endlichkeit und vor allem die Falten und Flecken seiner vergänglichen Oberfläche nicht mehr zu ertragen. Der Körper, in dem wir wohnen, wird uns fremd wie das Haus, in dem wir wohnen. Gerade staatliche Behörden sollten dies bedenken, die optimistisch hochmögliche psychologische Programme zur Suchtprävention in den Schulen entwerfen und sich über geringe Erfolge wundern. Gegen existenzielle Unbehautheit hilft nun einmal keine Gruppendynamik, nur der lange steinige Weg von Sinnsuche und Vertiefung in den 2000 Jahre alten Reichtum des tradierten, aber oft durch Halbwissen und Ressentiment verschütteten Glaubensschatzes.

Aus dem Glauben wird im übrigen auch der Eingangssatz des Paulus verständlich: Niemand, der sich von der unendlichen göttlichen Liebe getragen weiß, hat je seinen eigenen Leib gehasst!